

Der Selbst-Eroberer im Eigenturm

Michel de Montaigne: »Essais«

Meine Damen und Herren,

unsere Geschichte beginnt diesmal an einem eisigen Tag im Spätwinter 1571, auf Schloß Montaigne, nicht allzuweit von Bordeaux am Ufer der Dordogne gelegen, und zwar im zugigen Schloßturm gleich neben der Einfahrt. Ein Handwerker versucht mit blaugefrorenen Fingern und vermutlich im Schweiß seines Angesichts, an der Mauer eine lateinische Inschrift anzubringen, ohne daß die Hände zittern; das ist nicht nur wegen der Kälte gar nicht so einfach, sondern weil der nervöse Auftraggeber, ein kleiner, kurzbeiniger, drahtiger Südfranzose, überall im Wege steht, gestikulierend hin- und herstapft, flucht, schimpft, lobt, schmeichelt, und überhaupt allerhand unerbetene Ermahnungen und gute Ratschläge gibt. Aber irgendwann ist es trotzdem geschafft; man kann ein paar Schritte zurücktreten und mit dem stolzen Schloßherren zusammen die frischgemalte Inschrift bewundern, die noch heute zu lesen ist:

»Im Jahre Christi 1571, 38 Jahre alt, am 28. Februar, seinem Geburtstag, hat sich Michel de Montaigne, seit langem der Bürden des Parlaments und der öffentlichen Pflichten müde, in voller Lebenskraft in den Schoß der gelehrten Musen zurückgezogen, wo er in Ruhe und Sicherheit die Tage verbringen wird, die ihm zu leben bleiben. Vergönne ihm das Schicksal, diese Wohnung der süßen Weltflucht seiner Ahnen zu vollenden, die er seiner Freiheit, seiner Ruhe und seiner Muße geweiht hat.«

Das Schicksal hatte jedoch noch ganz andere Pläne mit dem weltflüchtigen Landedelmann aus der Gascogne, der da so naiv glaubte, er könne »einfach so« und ohne weiteres aus dem blutigen Irrsinn seines Jahrhunderts aussteigen und mit der Welt seinen Privatfrieden schließen, damit sie ihn in Ruhe ließe. Mehr als zwei Jahrzehnte Zeit war ihm noch vergönnt, aber nur wenig davon in Ruhe, die er sich bis zuletzt mit Diplomatie, List und politischer Wendigkeit erkämpfen mußte. Noch warten militärische Abenteuer auf ihn, ehrenvolle politische Ämter und diplomatische Aufträge, die ihm die heikle und lebensgefährliche Aufgabe des Vermittlers zwischen den verfeindeten Machtgruppierungen Frankreichs auferlegen. Er wird Bürgermeister von Bordeaux werden, in der Bastille einsitzen, ausgeraubt werden, er wird mit Missionen betraut, die die höchsten Belange des französischen Vaterlandes betreffen; Könige und Marschälle werden seine Dienste suchen, er wird zum königlichen Kammerherren ernannt, die große Katharina von Medici wird ihn schätzen und die schöne Margarete von Valois, und kein geringerer als der Hugenottenführer Heinrich von Navarra, der erste Bourbonne, der später als Henri Quatre den französischen Thron zum Segen Frankreichs besteigen wird, erweist Montaigne zweimal die Ehre, bei ihm zu Gast zu sein und höchstselbst in seinem Bette zu nächtigen.

Ein bewegtes Leben für einen Einsiedler. Ruhe und Sicherheit blieben da unterm Strich wohl ein bloßer Wunsch, möchte man meinen, zumal es den quirligen Gascogner ohnehin nie lange am Schreibtisch hielt, weil ihm, wie er sagte, »im Sitzen die Gedanken einschließen«. Lieber schon verbrachte er zehn Stunden am Tag im Sattel, wo er sich am wohlsten fühlte; unzählige Ritte führen ihn nach Bordeaux, nach Paris oder in die Feldlager der verschiedenen Armeen, die, im achten Religionskrieg innerhalb von dreissig Jahren, Frankreich verheeren. Nicht genug damit macht Montaigne sich zwischendurch – als Tourist, Kurbadegast, vielleicht sogar, wie man munkelt, als geheimer Agent– auch noch auf eine 17-monatige Europa-Reise, die ihn über verschiedene Heilbäder bis nach Rom führt. Der Schoß der Musen blieb wohl doch manchen Monat verwaist, von dem seiner Gattin Françoise gar nicht zu reden...

Dennoch, trotz aller Umtriebigkeit war für Montaigne die aufregendste, die abenteuerlichste und fruchtbringendste Reise diejenige, die er daheim, im zweiten Stock seines Schloßturmes unternahm, in

der zur »Bibliothek« umgebauten Wäschekammer, im Hin-und Herwandern einem Schreiber diktierend. Er war der erste, der diese Reise je gewagt hat: eine Forschungsexpedition zum eigenen Selbst. Sich selbst zu finden und zu entdecken – dies war das einzige und unerhörte Ziel der Weltflucht Michel de Montaignes. Den Weg zum Selbst erschloß ihm, was sein späterer Nachfahre Jean-Paul Sartre die »écriture de soi« nannte, das Schreiben seiner selbst. Seine Nachbarn auf den Gütern im Périgord haben ihn für verrückt gehalten, zumindest für exzentrisch: – Habt ihr gehört? Michaux ist nicht mehr ganz richtig im Kopf! Ein Buch will er jetzt schreiben, ein Buch, stellt euch vor: – und nur er selbst will darin vorkommen! Ah, wahrscheinlich will er mit seinen Weibergeschichten angeben, das kennt man ja, der Hurenbock, der verfluchte! Hey, Michaux, laß Wein bringen - oder gibt es nur noch Tinte bei dir?

Aber der Spott seiner Freunde focht Montaigne nicht an. Ob es ihm bewußt gewesen ist, daß er im Begriff stand, die geistige Gestalt des neuzeitlichen Menschen zu revolutionieren? Daß er dafür ganz nebenbei eine neuartige Literaturgattung erfand und diese gleich bis zur Meisterschaft und Vollendung führen sollte? Nein, sicher nicht. Ambitionen hatte er keine und Nachruhm interessierte ihn wenig. Er wollte tatsächlich überhaupt nichts mehr, als sich selbst – dem gewöhnlichen und durchschnittlichen gascognischen Landedelmann Michel Eyquem Seigneur de Montaigne, den Sohn eines Soldaten und Enkel eines Fischhändlers, dem nachmaligen Bürgermeister von Bordeaux, geplagt von Nierensteinen und dem Abscheu vor seiner Zeit, – sich selbst also in seiner ganz faktischen, ganz trivialen und sinnlich-leibhaftigen Individualität wollte er auf die Spur kommen.

Diesem unzeitgemäß-schrägen und starrsinnigen Vorhaben verdanken wir eines der schönsten, liebenswürdigsten, charmantesten Bücher, die das neuzeitliche Europa hervorgebracht hat: Michel de Montaignes »Essais«, seine »Versuche«. Diese »Essais« entstanden, der unruhigen Zeit entsprechend, in Etappen: 1572-73 das erste, 1577-80 das zweite, 1586-87 das dritte Buch. Insgesamt hat Montaigne, bedingt durch die vielen, langen Unterbrechungen, zwanzig Jahre an ihnen gearbeitet. 1589 erschien eine Neuauflage aller drei Bücher mit über tausend Ergänzungen des Verfassers, die dann zur Grundlage aller späteren Ausgaben wurde. Das erste Buch der »Essais« wurde in einer Ausgabe von tausend Exemplaren gedruckt, das zweite schon in zwei-tausend, das dritte in achttausend Exemplaren. Die »Essais« machten Montaigne schon zu Lebzeiten berühmt unter den Gebildeten und am Hofe; nur daheim in der Gascogne schüttelte man den Kopf über ihn, wie er selbst sarkastisch zu Protokoll gibt: in Paris überhäufen ihn die Verleger mit lukrativen Angeboten, in der Gascogne muß er den Druck seiner Bücher aus eigener Tasche zahlen!

Zu den Lesern, die sich in dieses Buch und seinen Verfasser verliebt haben, gehörten Francis Bacon und William Shakespeare, Voltaire, Stendhal, Herder und Goethe, Ralf Waldo Emerson und Friedrich Nietzsche, Heinrich Mann, André Gide, Walter Benjamin und überhaupt Generationen von freien Geistern, denen er aus der Seele sprach, die er amüsiert und getröstet, fasziniert und ermutigt hat.

Was ich bei der Anberaumung dieses Vortrages noch nicht wissen konnte: daß gerade zu dieser Zeit eine wunderschöne neue Gesamtausgabe der »Essais« herauskommen würde, pfiffig in modernes Deutsch übersetzt von Hans Stilet, – eine starke editorische Leistung der von Hans Magnus Enzensberger geleiteten Reihe »Die andere Bibliothek«, für die ich freiwillig und ungefragt, aber aus voller Überzeugung werben möchte. Gereinigt vom Staub der Übersetzung aus dem 18. Jahrhundert, erstmals vollständig, ohne Kürzungen, herausgegeben, erlaubt diese Ausgabe, sich mit wahrer Lust an die Lektüre zu machen und Montaigne für sich zu entdecken. Für mich ist es eigentlich das »Buch des Jahres« 1998 und eine unübertreffliche Weihnachtsgeschenkidee, mit der man mindestens sich selbst beglücken möchte..

Die »Essais« und ihr Motiv

Wer die »Essais« schon kennt, weiß wovon ich spreche; wer noch nicht, dem sei gesagt: wenn je in

seiner Geschichte der wahrhaft und buchstäblich »gesunde Menschenverstand« ein Buch geschrieben haben sollte, dann war es zweifellos dies es. Wenn je eine philosophische Lebenskunst entwickelt wurde, deren Verfasser sich zur Probe aufs Exempel gemacht hat und für sie mit seiner ganzen Existenz einsteht, dann h i e r. Niemals war eine Philosophie lebenspraktischer als die gelassene Skepsis der »Essais«, und selten wurde über Philosophie schlichter, natürlicher, unprätentiöser und persönlicher geschrieben.

Die knappe Vorrede des Verfassers zum Buch wirkt dabei zunächst schroff und wenig konziliant gegenüber dem Leser:

»Dieses Buch, Leser, gibt redlich Rechenschaft. Sei gleich am Anfang gewarnt, daß ich mir damit kein anderes Ziel als ein häusliches und privates gesetzt habe. Auf deinen Nutzen war mein Sinn hierbei ebensowenig gerichtet wie auf meinen Ruhm – für beides reichen meine Kräfte nicht aus. Es ist vielmehr meinen Angehörigen und Freunden zum persönlichen Gebrauch gewidmet, damit sie, wenn sie mich verloren haben (was bald der Fall sein wird), darin einige meiner Wesenszüge und Lebensumstände wiederfinden und so die Kenntnis, die sie von mir hatten, zu einem anschaulichen Bild vervollständigt bewahren können. // Wäre es mein Anliegen gewesen, um die Gunst der Welt zu buhlen, hätte ich mich besser herausgeputzt und käme mit einstudierten Schritten daherstolziert. Ich will jedoch, daß man mich hier in meiner einfachen, natürlichen und alltäglichen Daseinsweise sehe, ohne Beschönigung und Künstelei, denn ich stelle mich als den dar, der ich bin. Meine Fehler habe ich frank und frei aufgezeichnet, wie auch meine ungezwungene Lebensführung, soweit die Rücksicht auf die öffentliche Moral mir dies erlaubte. Hätte ich unter jenen Völkern mein Dasein verbracht, von denen man sagt, daß sie noch in der süßen Freiheit der ersten Naturgesetze leben, würde ich mich, das versichere ich dir, am liebsten rundum unverhüllt abgebildet haben, rundum nackt. Ich selber, Leser, bin also der Inhalt meines Buchs: Es gibt keinen vernünftigen Grund, daß du deine Muße auf einen so unbedeutenden, so nichtigen Gegenstand verwendest. Nun, Gott befohlen! Geschrieben zu Montaigne, am heutigen ersten März eintausend-fünfhundertachtzig.«

Ein Paradox, diese Vorrede. Ein Privatmann gibt vor, ein ausgesprochenes Privatbuch zu schreiben, kaum mehr als ein Erinnerungsalbum für die Angehörigen, – ja, und dann läßt er es a c h t t a u s e n d m a l drucken? Soviel Freunde wird der oft genug bissig-sarkastische Seigneur de Montaigne doch wohl nicht gehabt haben? Irgendetwas, so ist zu vermuten, muß er an seinen »Versuchen« doch für lesens- und überlieferungswert gehalten haben. Indessen– was sollte die anderen, die Öffentlichkeit, denn der alte Herr auf Montaigne angehen, mit all seinen privaten Obsessionen und hypochondrischen Idiosynkrasien, mit seinen halbverdauten Lesefrüchten und erlesenen Verdauungsproblemen und schließlich vor allem: seinen höchst privaten Meinungen über Gott und die Welt? Er schreibt über die Liebe und die Frauen, über Religion und Toleranz, über die antike Philosophie, über die Historie, über Ruhm, Ehrgeiz und Karriereträume, über das Altern, Krankheit und Tod, über Ärzte und Menschenfresser, Könige, Diensboten und Huren, über Krieg, Frieden, Sex und wahre Freundschaft und noch tausend andere Themen; sucht er für seine intime und radikal-ehrliche Selbstbesinnung deshalb die Öffentlichkeit?

Die Vorwarnung an den Leser ist ja keineswegs ein kokettes Spiel affektierter Literaten-Eitelkeit. Den Zeitgenossen wird ein Werk präsentiert, wie es noch nie eines gegeben hatte; es wird tatsächlich von Buch zu Buch persönlicher und macht den privaten, den nackten Menschen in seiner faktischen, gelebten Existenz zum Mittelpunkt einer Welt. Hier spricht ein Mensch sich aus, der alle Rollen, die er in der Öffentlichkeit, am Hofe, in der Armee, auf dem eigenen Gut und in der Familie zu spielen hat, wie Kleidungsstücke auszieht und an den Nagel hängt. Kein Prunk, keine gekünstelte Rhetorik, keine Etikette, kein Schielen nach Bewunderung. Was allein gelten soll, was sich unbeschönigt und ohne Repräsentationsgewand darstellen will, ist der nackte Mensch selbst, der in all seinen gesellschaftlichen Rollen steckt wie in einer Ritterrüstung aus Eisenblech, die ihm teils zu groß ist und um die schlotternden Glieder scheppert, teils ihm unter den Armen kneift, ihn einengt und am unbeschwerten, kindlichen

Herumhüpfen hindert. Dieser Mensch, der doch noch mehr sein muß, als bloß die Summe seiner Rollen, wird gerade erst »entdeckt«. Eine spannende und folgenreiche »Entdeckung« der humanistischen Renaissance in Europa: das singuläre, lebendige, leidende, hoffende, liebende, sich erinnernde, träumende, denkende, schöpferische Individuum, das seinen Eigenwert behauptet gegen die Macht der Institutionen, die Dogmen des Glaubens und die Menschenverachtung der großen Herren mit ihren geopolitischen Plänen.

Ist denn dieses Individuum überhaupt schon jemals zu Wort gekommen, unverstellt von den Konventionen, Rücksichten und Ideologien, unzensiert von Hofinteressen und geistlicher Inquisition, unabhängig von Stand, Gelehrsamkeit und Rang, ganz aus seinem eigenen natürlichen Wert heraus, ganz leibhaftig-konkret, mit all seinen welterobernden Aspirationen und all seiner Hinälligkeit, seiner Gefährdung, seiner Sterblichkeit? Montaigne wagt sich in ein unerforschtes Gelände, mit so viel Neugier und Unsicherheit wie irgendein anderer Entdecker und Forschungsreisender, der zu dieser Zeit die Neue Welt erobert.

Sicher hat es Augustinus gegeben mit seinen »Bekennnissen« und seinem Aufruf, nach innen zu gehen, zur Wahrheit des inneren Menschen. Aber Montaigne, der Soldat, der Frauenheld, der Hofmann, der Ritter des französischen Schwertadels, der Gutsbesitzer und Pferdenarr hat zur Innerlichkeit keine Ambition. Auch scheint er dort, in seinem Innern, nicht auf Gott zu stoßen, wie Augustin. Nach einem religiösen Bekenntnis und gewissensersforschender confessio ist ihm überhaupt nicht; er zollt zwar Gott und der alten Religion seinen höflichen Tribut, das ist in seiner Zeit auch ratsam, aber wo es persönlich und privat wird, ist Gott kein Gesprächspartner und Montaigne allein, ganz nur bei sich selbst. Im Vergleich zu beunruhigenden, ja verstörenden Präsenz Gottes beim Kirchenvater scheint der Gott Montaignes weit weg, weit oben, wie eine Art Präsidialkönig, den persönlich anzureden gegen die Etikette verstößt. Gott und Montaigne duzen sich nicht...

Montaigne will die Gesamtheit seiner weltlichen Existenz erfassen, und Existenz ist nun einmal zuerst und vor allem leiblich. Er will kein Erbauungsbuch schreiben, sondern erkunden, wie man in dieser Welt, ihren Wirren und ihrem Getöse, ihren Lüsten und Verlockungen mit Anstand und Würde über die Runden kommt, wie man sich in seinem widerständigen, eigensinnigen und schließlich verfallenden Leib einrichtet, wie man altert und mit Gelassenheit von den Freuden der Jugend Abschied nimmt, kurzum, wie man heimisch werden kann in der kurzen, prekären und riskanten Spanne des eigenen Existierens. Montaigne fühlt sich weder als Philosoph noch als Schriftsteller. Sein Interesse ist das einer unmittelbar praktischen Philosophie für sich selbst, einer philosophischen Lebenskunst eigenhändig gelebten Lebens, das ihm möglichst gut gelingen soll, – weil es sein einziges ist.

»Gott verhüte..., daß mir der Ruf zuteil werde, ich sei zwar ein tüchtiger Schriftsteller, im Leben aber ein Nichtsnutz und Dummkopf« – »All meine Bemühungen dienten dem Ziel, mein Leben zu gestalten: Das ist mein Metier, das ist es, woran ich arbeite. Ich bin weniger ein Büchermacher als sonst etwas. Die Kenntnisse, die ich zu erwerben suchte, galten meinen wesentlichen Bedürfnissen im Hier und Heute, und nicht der Anlage einer Schatz- und Vorratskammer für meine Erben.« (II, 37 »Über die Ähnlichkeit der Kinder mit ihren Vätern«)

Diese freimütig proklamierte »Egozentrik« und die vorurteilsfreie Neugier des Autors verhindern es, daß auch nur eine aufdringliche Belehrung in seinen Buch zu finden ist. Auch das Leben selbst ist ein »Essai«, ein Versuch, und man hat nur einen einzigen, sodaß ohnehin niemand es darin zur Meisterschaft bringen kann. Montaigne will weder Vorbild sein noch andere auf den richtigen Weg bringen:

»Mir liegt zum Beispiel weniger daran, Ansichten zu haben, die gelehrt und geistesmächtig sind, als daran, daß sie einem unbeschwerten Leben dienlich seien: Ich finde sie schlüssig und vernünftig genug, wenn sie nützlich und befriedigend sind.« (III, 9, »Über die Eitelkeit«)

Dementsprechend wird der heutige Leser sich auch wenig um Montaignes A n s i c h t e n im Einzel-

nen kümmern; Montaignes Vorrat an »Meinungen« ist ohnehin gar nicht groß, da er als eingefleischter Skeptiker sich einem Urteil meist enthält. Wenn wir heute aus der Lektüre Vergnügen ziehen, und vielleicht sogar so etwas wie Erkenntnis, dann hat das eher mit dem Versuch einer Haltung zur Welt zu tun, den Montaigne an sich selbst durchführt.

Montaignes Person und seine Zeit

Doch zuvor: es ist Zeit, ihn ein wenig vorzustellen. Nirgendwo sind Person und Werk derart miteinander verflochten, die Person des Autors kann hier nicht hinter dem Geschaffenen in den Schatten treten, das liegt auf der Hand. Wer war also dieser Montaigne? Die Spätrenaissance ist ein Zeitalter der Repräsentation. Die meisten Portraitgemälde sind idealisierte und stilisierte Darstellung eines Ranges oder Status, allegorische Verkörperungen eines Tugendideals, nichts weniger als »wirklichkeitsgetreue« Abbilder. Aber es gibt glücklicherweise zwei oder drei Stiche oder Gemälde von Montaigne, die einigermaßen realistisch anmuten und ihn so zeigen, wie er sich selbst wohl zu sehen wünschte und beschrieben hätte.

Auf einem dieser Bilder blickt er uns direkt an: eine mediterrane, wettergegerbte, von harten Lebensspuren gezeichnete Physiognomie; ein schon älterer Mann mit buschigem Knebelbart und vom Bartwuchs blauschattierten Wangen; die Schläfen sind bereits ergraut. Der keck ins Genick geschobene runde Hut verbirgt, wir wissen's von ihm selbst, einen fortgeschrittenen Kahlkopf. Mandelförmige dunkle Augen schauen uns an, unter schweren, gewölbten Lidern hervor, ein melancholischer, skeptischer Blick, trotz der tiefen Lachfältchen nicht ohne Traurigkeit; die dichten Brauen sind halb fragend, halb abschätzig gehoben, die sinnlichen Lippen unter der endlos langen Nase trotzig, spöttisch, kriegerisch vorgeschoben. Auch die gestärkte und gefältete Halskrause vermag nicht, dem Gesicht seine wachsame Lebendigkeit und Präsenz zu nehmen. Wie ein Gelehrter, ein Büchermacher oder ein Poet sieht er wahrhaftig nicht aus, eher wie ein Soldat, ein Offizier, der schon viele, zu viele Schlachten und Gemetzel gesehen hat in seinem panischen und blutigen Jahrhundert. Das kommt der Wahrheit denn auch nahe.

Michel Eyquem – den Adelstitel »de Montaigne« führt er erst seit 1568, als er Schloß Montaigne vom Vater erbt – wird 1533 geboren, im gleichen Jahr wie die große Elisabeth, die machtbewußte Herrscherin über Englands goldenes Zeitalter, dem sie ihren Namen gab. Der Adel der Familie Eyquem de Montaigne ist allerdings nicht alt; böse Zungen flüstern gehässig von Heringsgeruch, weil die Eyquems generationenlang Fischhändler und Weinhändler in Bordeaux waren, Kaufleute ohne weitere Ambition oder besonderen Rang. Aber Pierre Eyquem, der Vater von Michel, schlägt aus der Art. Er wird Soldat und Offizier, kämpft in der Armee Franz I. in Italien gegen Karl V., tut sich dabei hervor, erwirbt sich Verdienste und verdient auch nicht schlecht, nicht zuletzt durch seine kluge Heirat mit Antoinette de Lopez, einer Frau aus wohlhabendem jüdisch-portugiesischen Kaufmannshause, die einiges Vermögen mitbringt und zu wirtschaften versteht. Er kauft Schloß Montaigne und beginnt emsig mit dessen Ausbau. Sein Erbe wird diesen Ehrgeiz vermissen lassen; er wird dem Bau nicht mal einen Geräteschuppen hinzufügen und sich dafür dauernd halbherzige Vorwürfe machen. Vater Eyquem, der sich jetzt Montaigne nennt, muß ein eigenwilliger und origineller Mann gewesen sein, Michel wird vom ihm in den »Essais« mit Liebe und Ehrerbietung sprechen, während er die Mutter mit dröhnendem Schweigen übergeht.

Michel erhält eine unorthodoxe Erziehung. Noch als Säugling wird er fortgegeben zu armen Leuten unten im Dorf. Er soll seine ersten Schritte nicht in Seide und Brokat machen, sondern unter den harten, kargen Bedingungen des einfachen Volks, das zu achten er von Grund auf lernen soll, schon weil er von dessen Arbeit leben wird. Michaux, wie er genannt wird, ist noch nicht drei Jahre alt, als sein Vater ihm einen Hauslehrer engagiert, einen Arzt aus Deutschland, der weder französisch noch perigordinisch spricht. So wird also Michaux's »Muttersprache« das Lateinische, das er bis in die Jugendjahre hinein

fließend beherrscht, ebenso wie das Griechische; die Sprache seiner Heimat lernt er erst später, desgleichen französisch, wie eine Fremdsprache. (Man muß dabei wissen, daß Französisch erst 1539 durch einen Erlaß Franz I. zur offiziellen Amts- und Nationalsprache Frankreichs erklärt wurde.) Die klassische Literatur der griechischen und römischen Antike hat Michel sich überwiegend schon als Kind, ohne Mühe, einverleibt. Es kommt aufgrund der reformpädagogischen Eigenwilligkeit Pierre Eyquems so weit, daß sogar die analphabetische, perigordinische Dienerschaft im Hause Montaigne sich dazu bequemen muß, ein wenig Latein zu lernen, um sich mit dem kleinen Herrn Michaux verständigen zu können. Der gilt indessen als ein unbeholfenes, langsames, verschlafenes, geistig nicht sonderlich reges Kind. Nur, wenn sein kurzbeiniger, gedrungener Körper mit dem Leib eines Pferdes verschmilzt, wird er beweglich, körperlich wie geistig. Auch Denken wird Michel de Montaigne zeitlebens am liebsten zu Pferde.

Im Frühjahr 1548, er ist gerade 15 Jahre alt, erlebt er den Aufstand der südfranzösischen Bauern und Kleinbürger, die sich gegen das neue königliche Steuersystem erheben. Eine Salzsteuer, die »gabelle«, bringt das seit langem angehäuften Pulver zur Explosion. Das nahegelegene Bordeaux wird zu einem Zentrum des Aufstandes. Einige Steuereintreiber sowie der Statthalter des Königs Henri II. in Bordeaux überleben die Revolte nicht, sie werden vom aufgebrachten Mob gelyncht. Die Aufständischen rufen sogar eine kurzlebige »Commune« aus, doch dann erlahmt ihr revolutionärer Elan offenbar und königliche Truppen können nach wenigen Wochen ohne viel Aufwand die öffentliche Ordnung wieder herstellen. Zwei Monate später aber, es ist längst Ruhe eingekehrt, zieht unter dem Befehl des Konnetable Anne de Montmorency eine königliche Garde-Einheit zur Strafexpedition nach Bordeaux. Der König erklärt seinen Untertanen den Krieg.

Die Repräsentanten und Führer tötet man zuerst. Die Adligen werden enthauptet, die Bürger bei lebendigem Leib verbrannt. Dann ist das Volk an der Reihe. Hunderte von Aufständischen oder vermeintlichen Sympathisanten werden gevierteilt, gepfählt, mit glühenden Zangen zerfleischt, mit Knüppeln erschlagen, mit straff gezogenen Seilen lebendig zersägt, an den Füßen aufgehängt, auf alle erdenkliche, erfindungsreiche Weise zu Tode gefoltert, ihre Frauen gehen an Massenvergewaltigungen zugrunde oder werden, wenn sie überleben, unter der betrunkenen Soldateska zur Prostitution gezwungen, die Kinder vor den Augen ihrer Eltern wie Schlachtvieh auf Spieße gesteckt, aufgeschlitzt oder ins Feuer geworfen. Mehrere Wochen lang liegt der Geruch verbrannten menschlichen Fleisches über Bordeaux; die Dordogne färbt sich an manchen Tagen rot und führt mit den verwesenden Leichen Seuchen durch das Périgord.

Drei Wochen dauert der irrwitzige, sadistische Alptraum. Er ist zugleich der Auftakt zu einem Bürgerkrieg, der in Frankreich wüten wird, solange Montaigne lebt, und der erst im folgenden Jahrhundert beigelegt werden kann. Was die schreckgeweiteten Augen des jungen Michel zu sehen bekommen, ist das erste Glied einer endlosen Kette von Gemetzeln und Massakern, von Folterorgien und Terroraktionen, deren direkter oder indirekter Zeuge er wird. Erst von diesem Hintergrund mag man eine erste Ahnung bekommen, was es wohl mit der Sehnsucht nach Ruhe und Sicherheit auf sich hatte, die 20 Jahre später in Montaigne den Entschluß reifen läßt, in seinen eigenen Schloßturm zu emigrieren.

Aber soweit ist es noch lange nicht. Zu welch ungeheuren Eruptionen jubelnder sinnlicher Lebenslust sind die Menschen trotz oder vielleicht gerade wegen einer von Krieg, Pest und Terror erschütterten Welt fähig! Hat Nietzsche Recht, wenn er behauptet, die Zeitalter der Grausamkeit seien heiterer gewesen als unsere gezähmten, zivilisierten? Michel jedenfalls wächst zu einem wilden, überaus lebensfrohen jungen Mann heran, der, wie sein Vater glaubt, in Lyon und Paris Jura studiert. Intensiver als Jura studiert er dort aber das Leben, und dieses am liebsten in seiner schönsten, begehrenswertesten und süßesten, nämlich weiblichen Erscheinungsform. »Die Bewegung der ganzen Welt läuft auf die Paarung hinaus«, schreibt er später lakonisch, und »alles ist von der Begierde danach durchdrungen, sie ist der Mittelpunkt, nach dem sich alles richtet.« Nun ja, sie ist zumindest der Studienmittelpunkt des jungen Michel. Und er studiert mit großem finanziellen Aufwand, was ihm alsbald massiven elterlichen Zorn

zuzieht. Sein ausschweifender und liderlicher Lebenswandel läßt ihn haarscharf an der Enterbung vorbeischrammen und trägt ihm die lebenslange Feindseligkeit seiner sparsamen, dem Calvinismus zu-neigenden Mutter ein. Michels erotische Studien tragen, abgesehen vom Spaß, den er dabei gehabt haben mag, abgesehen auch von zwei Syphilis-Infektionen, erst spät Früchte: ein Vierteljahrhundert später, in dem charmanten, geradezu »feministischen« Traktat über die Liebeskunst, das in den »Essais« den harmlosen Titel »Über einige Verse des Vergil« trägt. – Allein hiervon Ihnen zu erzählen, würde einen Extra-Abend lohnen! (wie es ja überhaupt für jeden Montaigne-Freund eine Qual ist, über die »Essais« zu sprechen – weil es soo viel zu erzählen gibt und man sich einfach nicht entschließen kann, was man weglassen soll!)

Wir eilen jedoch in seinem Lebenslauf weiter. Mit dem Lotterleben der Jugend ist es vorbei, als der Vater dem 21-jährigen Jungjuristen das Amt eines Parlamentsrats am Steuergericht von Périgueux kauft. (Ämterverkauf war eine der wichtigsten Einnahmequellen des königlichen Hofes.) Drei Jahre später wird der offenbar strebsam gewordene junge Finanz- und Verwaltungsfachmann Parlamentsrat in Bourdeaux und übernimmt bald wichtige diplomatisch-politische Aufgaben. Wiederholt schickt ihn das Bordelaiser Parlament als Unterhändler an den Hof Henri II., um über die Lockerung der über die Stadt verhängten Sanktionen zu verhandeln. Die entwaffende Offenherzigkeit und Aufrichtigkeit des jungen Botschafters vom Lande, in allem das gerade Gegenteil höfischer Verschlagenheit und Heimtücke, machen ihn schon bei dieser Aufgabe zu einem recht erfolgreichen Verhandlungsführer. Es wird aber bereits deutlich, daß aus einer Karriere am Hofe, mit der Vater & Sohn Montaigne durchaus spekulieren, nie und nimmer etwas werden wird. Der temperamentvolle Gascogner, der, wenn er sich erhitzt, und er erhitzt sich leicht, leider eine überlaute, dröhnende Stimme bekommt, schreit im Eifer der Debatte selbst den König an und zeigt insgesamt wenig Talent zum verschlagenen Höfling. Er erweckt *Vertrauen* – das macht die Höflinge mißtrauisch! Offenbar, so spekulieren die Biographen, fehlte dem jungen Montaigne das Quentchen Zynismus und die biegsame Geschmeidigkeit des Charakters, die zur Ausübung des Politikerberufs am Hof unerlässlich waren.

Der gemäßigte Katholik Montaigne wird zeit seines Lebens ein Grenzgänger, ein Diplomat und Moderator zwischen den Fronten der fundamentalistischen Fanatiker bleiben; er tritt weder in die Dienst der aggressiven Katholischen Liga des lothringischen Herzogs Henri de Guise, noch in den Dienst des Königs und genauso hält er Distanz zu den Huguenotten, (wie sich in Frankreich die reformierten, zumeist calvinistischen Protestanten nennen.) Wie viele Franzosen hat er Freunde und Verwandte in allen Lagern; der Riß zwischen Katholizismus und Reformation geht sogar quer durch seine Familie: zwei seiner Brüder sind Protestanten. Es ist umstritten, ob Montaigne über das Ausbleiben einer Karriere bei Hofe wohl enttäuscht, vielleicht sogar verbittert war. Am Mangel an Ehrgeiz hat es gewiß nicht gelegen. Aber ganz offenbar besaß er vor aller späteren intellektuellen Entwicklung schon eine skeptische Disposition und hielt intuitiv Distanz zu jeder Partei. Später, in den »Essais«, wird Montaigne sich sehr befriedigt über seine eigene noble Neutralität äußern, gibt aber sogleich treuherzig zu, daß er sich seiner durchaus nicht sicher gewesen wäre, hätte man ihm denn nur *bessere Angebote* gemacht. Er fügt sich jedoch gleichmütig in das, was das Leben ihm bereithält, und dies ist zunächst seine juristisch-politische Arbeit am Bordelaiser Parlament, der er sich mit Eifer widmet.

Montaignes »alter ego«

In diese Zeit, die späten 50er Jahre, fällt ein einschneidendes, Montaigne prägendes Ereignis. Der ausschweifende, erotisch hochaktive, promiske Galan, der enthusiastische Frauenverehrer und Aufreißer von Format, erlebt zum ersten und einzigen Male die große, die alles erfüllende und überwältigende Liebe, die Liebe seines Lebens, und dies – zu einem Mann! Am Parlament in Bordeaux lernt er den drei Jahre älteren, begabten Staatsrechtler Étienne de La Boétie kennen, mit dem ihm fast aus dem Stand eine innige, tiefe Freundschaft in umfassendem geistigen Austausch verbindet. Étienne ist ein Seelenverwandter, er wird zu Montaignes »alter ego«, zu seiner wiedergefundenen Hälfte, zu seinem anderen, besseren Selbst. Das Ungestüm der wechselseitigen Zuneigung überrascht die beiden Männer

selbst, es scheint also auch für ihre Zeit etwas durchaus Ungewöhnliches daran zu sein. Montaigne schreibt über diese Freundschaft später:

»Da sie nur von kurzer Dauer sein sollte und so spät begonnen hatte – waren wir damals doch schon gestandene Männer, er sogar einige Jahre älter als ich –, durfte sie keine Zeit darauf verschwenden, sich nach dem Muster der lauen, landläufigen Freundschaften entwickeln, die einen langen und behutsamen vorherigen Umgang miteinander erfordern.«

In der Tat war ihnen nur kurze Zeit beschieden. Schon fünf Jahre später wird Étienne de La Boétie im Alter von 32 Jahren von einer Krankheit dahingerafft. Er stirbt im Beisein seines Freundes, der einsam und wie amputiert, wie um seine lebendige Seele gebracht, auf der Erde zurückbleibt. Montaigne ist so erschüttert und verzweifelt, daß er wohl kurzzeitig erwägt, dem Freund in den Tod zu folgen.

»Unsere Seelen sind derart im Gespann gegangen und haben sich mit derart glühender Liebe wechselseitig durchdrungen, mit derart glühender Liebe bis ins innerste Innere hinein wechselseitig offenbart, daß ich nicht nur seine wie die meine kannte, sondern mich sogar bereitwilliger ihm anvertraut hätte als mir selber.// Daß man mir die gewöhnlichen Freundschaften ja nicht auf dieselbe Stufe stelle!«

»Seit dem Tage, da ich in verlor...schleppe ich mich mit versiegenden Kräften dahin; und die Freuden sogar, die sich mir bieten, verdoppeln mir, statt mich zu trösten, den Schmerz über seinen Verlust. Alles teilten wir miteinander, und mir ist, als raubte mein Überleben ihm seinen Teil. [...] Ich war schon so gewöhnt und darin eingeübt, stets ich zu zweit zu sein, daß mich dünkt, jetzt lebte ich nur noch halb. [...] Es gibt keine Handlung und keinen Gedanken, wo er mir nicht fehlte...« [I, 28 »Über die Freundschaft«]

Dem Freunde widmet Montaigne nicht nur den anrührenden Essai »Über die Freundschaft«, – im Grunde wird das gesamte umfangreiche Werk der »Essais« zu einem fortdauernden intimen Zwiegespräch mit dem toten Freund, dessen Tod er nie wirklich verwindet. Niemals mehr wird ihm ein Mensch so nahekommen wie Étienne de la Boétie.

Montaigne wird schwermütig, melancholisch, nachdenklicher vor allem. Sein jugendlicher Optimismus ist dahin, wie abgeknickt. 1568 stirbt überdies sein Vater. Als ältester Sohn wird er nun Besitzer und Herr auf dem Schloß und nennt sich mit vollem Adelstitel Michel Seigneur de Montaigne. Er hat inzwischen geheiratet, die zehn Jahre jüngere Françoise de la Chassagne, Tochter eines Ratskollegen. Sie soll dem Vernehmen nach hübsch gewesen sein, aber dennoch war es eine zeitübliche Vernunftehe, aus politischen und ökonomischen Erwägungen geschlossen. Ganz in den Mustern antiker Sittlichkeit denkend, empfindet Montaigne Leidenschaft und Liebe in der Ehe als »Unzucht« und daher völlig fehl am Platze. Die Beziehung bleibt dementsprechend zurückhaltend und höflich-kühl, wengleich Montaigne in einem seiner letzten Essays überrascht feststellen wird, daß er seiner Frau viel treuer geblieben ist, als er selber je gedacht und vor allem vorgehabt hat. Sechs Töchter zeugt er mit ihr, von denen nur eine einzige, Lénore, das Kindesalter überlebt. Das junge Adelsgeschlecht derer von Montaigne wird mangels männlicher Erben mit Michel schon wieder sein Ende finden.

Montaigne hat für die Agrarwirtschaft nicht das geringste Talent, er kann, wie er schreibt, einen Salatkopf nicht von einem Weißkohl unterscheiden, und er hat auch keine Lust, das zu lernen. Er überläßt das Wirtschaften und die Aufsicht über die Bediensteten seiner Françoise sowie der verbitterten, von der Sparsamkeit inzwischen zum ausgesprochenen Geiz promovierten Mutter Antoinette. Diese wird sicherheitshalber in den Teil des Schlosses verbracht und verbannt, der dem Turm Montaignes am entferntesten liegt. Die Mutter wird den ungeliebten Sohn überleben und noch das geradezu unerhörte Alter von 90 Jahren erreichen. – Durch das umsichtige Wirtschaften der Frauen wächst der Wohlstand auf Montaigne, der Herr genießt es gern, beteiligt sich aber nicht an dessen Erwirtschaftung. Das heißt aber nicht, daß er etwa zum Gedeihen des Anwesens nichts beitrüge. Nur durch seine geschickte, di-

plomatische und psychologisch ausgeklügelte Politik und durch hohen persönlichen Einsatz kann Montaigne nämlich vermeiden, was seinen Nachbarn und Freunden reihenweise widerfährt: Schloß und Gut bleiben von allen Plünderungen, Brandschatzungen und Verheerungen verschont, obwohl es mitten im Durchzugsgebiet marodierender Truppen liegt und auch mehrmals akuten Bedrohungen ausgesetzt ist.

Montaigne beginnt, über seinen großen Rückzug nachzudenken. Er hat das politische Taktieren, Lavierien und Vermitteln zwischen den Fronten des religiösen Bürgerkrieges unendlich satt. Inzwischen hat der minderjährige Charles IX. den Thron bestiegen, eine Marionette an der Hand der mächtigen Königmutter und Witwe Henri II., der intriganten, skrupellosen Catharina di Medici, der würdigen Ablegerin einer berühmt-berüchtigten Familie. Sie ist die wahre Herrscherin Frankreichs. Montaigne hat ihre Sympathie, was ihn später einmal aus der Bastille befreien wird, in die man ihn irrtümlich einlochte. Catherine ist es auch, die in Charles' Namen Michel de Montaigne zum *Chevalier de l'ordre de Saint-Michel* ernennt; doch die Ehrung kommt ihm zu spät. Er ist bereits dabei, seinen Turm zu beziehen, hat Pergament oder Papier eingekauft und einen schreibkundigen Sekretär eingestellt. Sein Vorhaben beginnt im Kopf erste Gestalt anzunehmen. Von seinem Projekt werden ihn auch die ehrenvollen Aufgaben nicht mehr abbringen, die er später noch übertragen bekommt. Man wird ihn zum Bürgermeister von Bordeaux wählen, und nach Ablauf der Amtszeit sogar ein weiteres Mal; zwei Könige Frankreichs – und erbitterte Gegenspieler –, Henri III. und Henri de Navarre, werden ihn gleichzeitig jeweils zu ihrem Chevalier des Chambre du Roi, zum Kammerherren und königlichen Ratgeber machen und der Navarre trägt ihm für den Fall seiner Regentschaft sogar hohe Staatsämter an, möglicherweise sogar das Amt des Kanzlers. Aber Montaigne wird das gelassen ablehnen, mit gebotener Höflichkeit, aber ohne Zweifel an seiner Entschiedenheit aufkommen zu lassen. Er hat wichtigeres zu tun.

Die Pariser »Bluthochzeit«

Am Horizont der Außenwelt brauen sich Anfang der 70er Jahre, als Montaigne sich in seinen Turm zurückzieht, schon wieder dunkle Wolken zusammen. Katharina von Medici hat eine neue Intrige von mindestens nationalem Ausmaß in Arbeit. Wichtigste Schachfigur in ihrem undurchsichtigen Spiel ist ihre Tochter Marguerite de Valois, vom Volk verliebt »*la reine Margot*« genannt, eine junge, blendend schöne Frau mit erlesener Bildung, literarischem Talent und von zügelloser erotischer Leidenschaft, dazu von schwärmerisch-inbrünstigem katholischen Glauben. »*La reine Margot*« ist ein erotischer Volksmythos. Das Gerücht sagt, sie sei die Geliebte ihres Bruders Henri und zugleich die des Herzogs von Guise, ohne dabei den kleinen Bruder Charles zu vernachlässigen...– Eine schon für sich genommen brisante Mischung. Und diese »menschliche Zeitbombe« will Katharina von Medici also nun verheiraten, ausgerechnet mit dem Bourbonen-Herzog Henri de Navarre, einem der militärisch-politischen Führer der protestantischen Partei! Bedeutet dies die endliche Versöhnung, das Ende des brudermörderischen Glaubenskampfes in Frankreich, oder ist das von vornherein eine hinterhältige Provokation? Nach Paris jedenfalls, in die Hochburg der Katholiken, strömen tausende von Hugenotten, um der historischen Hochzeit ihres Führers mit »*la reine Margot*« beizuwohnen. Hinter den Kulissen der prunkvollen Royalty-Show herrscht währenddessen hektische und verschwörerische Betriebsamkeit. Sechs Tage nach der spektakulären Hochzeit, in der Nacht zum 24. August 1572, während der noch andauernden Festlichkeiten, schwärmen vom katholischen Herzog Henri de Guise bezahlte, gut organisierte und trainierte Todeskommandos aus und richten unter den arglos in den Herbergen und auf der Straße schlafenden protestantischen Gästen ein Blutbad an. 6000 bis 8000 Hugenotten fallen innerhalb weniger Stunden dem Massaker zum Opfer. In den engen, schlammigen Gassen des alten Paris türmen sich die Leichenberge. Papst Gregor XIII. läßt zur Feier des Massenmords, der als »Pariser Bluthochzeit« oder »Bartholomäusnacht« in die Geschichte des Terrors eingehen wird, in Rom die Glocken läuten und ein großes Te Deum feiern!

Die neue Welle der Gewalt, die durch Frankreich rast, kostet weiteren 20.000 Protestanten das Leben.

Noch einmal 20.000, darunter die wirtschaftlich leistungskräftigsten hugenottischen Bürger, fliehen in die Emigration. In den acht innerfranzösischen Religionskriegen gibt es mehr als eine Million Todesopfer. »Säuberungsaktionen«, Progrome, Rachezüge, Pestepidemien, Hungersnöte, Wolfs- und Rattenplagen verwüsten das Land. Die Autorität der Gesetze löst sich auf. Es herrscht Faustrecht. Unmenschlichkeit, Grausamkeit, Barbarei regieren. Henri de Navarre, der dem Massaker mit knapper Not entkommen ist, wird von der sauberen königlichen Familie vier Jahre lang als Geisel im Louvre festgehalten. Montaigne notiert angesichts der Ereignisse:

»Die Wilden, welche die Leichen ihrer Verstorbenen braten und verspeisen, sind mir weniger zuwider als jene unter uns, die Menschen grausam verfolgen und lebendigen Leibes foltern« // »Ich lebe zu einer Zeit, in der es durch die Zügellosigkeit unserer Bürgerkriege von unglaublichen Beispielen dieses Lasters der Grausamkeit nur so wimmelt ... Aber das hat mich nicht im geringsten dagegen abgestumpft. Ich hätte, bevor ich es selbst erlebte, kaum geglaubt, daß es so blutrünstige Seelen geben könnte, die aus reiner Mordlust andere hinmetzeln, indem sie ihnen die Glieder ausreißen oder abhacken, und die sich den Kopf zerbrechen, um neue Foltern und Todesarten zu ersinnen, keineswegs aus Haß oder um des Vorteils willen, sondern zu dem einzigen Zweck, sich an dem für sie genußreichen Schauspiel ... eines qualvoll sterbenden Menschen zu ergötzen.« (II,11 →»Über die Grausamkeit«)

Man hat sich gefragt, warum sich Montaigne über das Bartholomäus-Massaker in seinen »Essais« nicht e x p l i z i t geäußert hat, er, der doch mit fast journalistischer Neugier und wacher Aufgeschlossenheit sich auf jedes kleine oder große Thema stürzte, das ihm irgendwie zu denken geben konnte. Hat er, zurückgezogen in seinem Turm, den Horrormeldungen aus Paris vielleicht keinen Glauben schenken mögen? Hat er – als Katholik – das Blutbad sogar gebilligt? Oder war ihm ein offenes Wort zu gefährlich? »*Ich folge meinen Idealen bis zum Scheiterhaufen, aber nicht in ihn hinein, wenn es sich irgend vermeiden läßt.*« – mit dieser Maxime politischer Klugheit, die ihm aus seiner philosophischen Einstellung erwuchs, schaffte er sich die Voraussetzungen für sein Werk. Montaigne ist sein ganzes Leben lang Katholik geblieben, aber jede Art von Fanatismus und Fundamentalismus verabscheute er. Man hat ihn konservativ genannt, aber er war es nicht aus Liebe zum status quo, sondern so, wie alle radikalen Skeptiker konservativ sind: aus Skepsis gegen alle wild entschlossenen Neuerer, Erlösungsideologen und Heilsversprecher. Das Hergebrachte hat für den Skeptiker den Vorteil, daß man seine Übel schon kennt – und eventuell gelernt hat, mit ihnen zu leben. Wenn man ein bißchen genauer liest, findet man aber seinen Kommentar über die Massaker, wobei man berücksichtigen muß, wie er schreibt, »daß mich vielleicht besondere Gründe zwingen, manches nur halb zu sagen, widersprüchlich zu sagen, verworren zu sagen« [III,9]. – Mit deutlichem Bezug auf die blutigen Wirren in Paris schreibt er also:

»In der Auseinandersetzung zum Beispiel, wegen der Frankreich gegenwärtig von Bürgerkriegen zerrissen wird, ist die bessere und gesetzestreuere Partei zweifellos jene, die an der alten Religion und Regierungsform unseres Landes festhält. Gleichwohl finden sich unter ihren rechtschaffenen Anhängern (denn ich spreche nicht von denen, die sich ihrer als Vorwand bedienen, um persönliche Racheakte zu verüben, ihrer Habsucht zu frönen oder aber die Gunst der Fürsten zu gewinnen, sondern von den anderen, die aus wahrem Eifer für ihren Glauben und aus gottgefälliger Sorge um die Bewahrung von Frieden und Ordnung ihres Vaterlandes handeln) – gleichwohl, sage ich, finden sich selbst unter diesen manche, deren Leidenschaft sie dazu treibt, die Schranken der Vernunft zu durchbrechen und zuweilen ungerecht und gewalttätig vorzugehen, und obendrein Hals über Kopf.« [II,19 »Über die Gewissensfreiheit«]

Im Seitenblick auf die provozierende Untätigkeit des Louvre in der Nacht des Massakers schließt er mit unüberhörbaren Sarkasmus:

»Der Gottesfurcht unserer Könige zu Ehren möchte ich jedoch eher glauben, daß sie nur, weil sie nicht konnten, was sie wollten, so getan haben als wollten sie, was sie konnten.« [III,19 »Über

die Gewissensfreiheit«]

Montaignes betonte Überparteilichkeit und Neutralität schafft ihm natürlich wenig Freunde. Die Katholische Liga hält ihn für einen Agenten der Hugenotten; diese wiederum sind sich sicher, in Montaigne einen königstreuen Papisten zum Feind zu haben. Das seltsame Phänomen der Parteileidenschaft, das aufgeputzte, berauschte Sich-Verlieren an Dinge, die einen persönlich gar nichts angehen, diese menschlich-allzumenschliche Hingabe an »Rollen«, Parteiämter und Ideologien beobachtet Montaigne mit neugieriger und distanzierter Befremdung. »Je m'engage difficilement« (»Ich engagierte mich nur schwer«) ist ein Schlüsselwort der »Essais«; Montaignes politisches Ethos besteht in der grundsätzlichen Verweigerung der Leidenschaft. Dies schafft, wie gesagt, wenig Freunde, aber aus dem gleichen Grund auch wenig wirkliche Feinde; so entstehen kleine Inseln der Ruhe und der prekären Sicherheit, in denen er sich für Momente seinem Buch widmen kann. Ist dies Opportunismus? Oder nur legitime politische (Über-)Lebenskunst? Sicher ist in jeden Fall, daß dieses »Desengagement« keiner persönlichen Feigheit und keinem misanthropischen Desinteresse am Mitmenschen entspringt.

Der Grund für Montaignes souveräne Weigerung, sich von irgendeiner Partei anwerben, mobilisieren, einreihen oder durch ideologische Alternativen einschüchtern zu lassen, liegt vielmehr darin, daß seine Haltung die besten Züge der alten, antiken Skepsis wiederbelebt.

Montaignes Skepsis

Montaigne ist in dieser Hinsicht ein »Prototyp« der Renaissance: die Wiedergeburt einer frischen, menschlichen, humanistischen »Antike« beseelt nämlich auch seine Texte, die Elemente der antiken Philosophie, des Kynismus, der Stoa, des Epikureertums und vor allem der Skepsis eines Pyrrhon, eines Arkesilaos und Aenesidemos aufgreifen und wiederbeleben. Montaigne verstand, mehr intuitiv und durch innere Wesensverwandtschaft als durch gründliches Studium, daß sich die pyrrhonische Skepsis nicht in einer unfruchtbaren und logisch unhaltbaren Erkenntnistheorie erschöpft, sondern wesentlich eine praktische Lebenshaltung bedeutet, die es auf EUDAIMONIA, auf das Glück der gelassenen inneren Ruhe abgesehen hat. Die Praxis der skeptischen Epoché, die Urteilsenthaltung, ist nicht das Ergebnis eines bequemen, hilf- und hemmungslosen Relativismus; entgegen allen böswilligen Angriffen ist dem Skeptiker durchaus nicht alles »egal« oder gleich viel wert. Die übliche anti-skeptische Kritik verfehlt zumindest den Geist der »Essais«.

Die skeptische Urteilsenthaltung entstammt bei Montaigne im Gegenteil einem tiefen Wissen um die Rätselhaftigkeit und Unausschöpflichkeit des Seins, dessen fließende, in ewiger Verwandlung befindliche Dynamik des Werdens aller menschlich-endlichen Verstehensbemühung spottet. Der Mensch, als leibliches Wesen der Hinfälligkeit und Sterblichkeit ausgesetzt, ist nicht dazu gemacht, das Göttliche zu erkennen und ebensowenig das Ganze des Seins, dessen winziger Teil er selbst doch ist. Skeptische Epoché bedeutet Demut, den Verzicht auf die menschliche Anmaßung, die Unendlichkeit des Seins, die Unzahl der Perspektiven und Blickwinkel in die Totalität eines von Menschen erdachten Systems pressen zu wollen; sie entspringt, mit einem Wort, einer tiefen Seinsfrömmigkeit, für die jeder Mensch, jede Religion, jede Kultur und selbst jede geäußerte Meinung Ausdruck der Vielfältigkeit und unausschöpflichen festlichen Pracht des Seins bedeutet.

Skeptiker zu sein ist für Montaigne überhaupt weniger eine intellektuelle »Position«, als eine Charaktersache. Wenn er in den »Essais« für jede Meinung eine legitime Gegenmeinung, zu jeder Illustration ein Gegenbeispiel, zu jedem Brauch oder Gesetz eine Unzahl von Alternativen, zu jeder Maxime ihre Kontextabhängigkeit aufführt, dann nicht aus Spaß am Relativieren, nicht um das Gesetz und das Gesetzte niederzumachen und sich subjektivistisch darüber zu erheben. Montaignes unstillbare Neugier auf Begebenheiten, Ausprüche, andere Völker, auf »Gegenmeinungen« aller Art rührt viel eher daher, daß er diese am liebsten immer auch noch einnehmen würde, um der Weltfülle besser gerecht zu werden.

Wie später Friedrich Nietzsche beharrt Montaigne auf der Vielzahl der Perspektiven nicht, um sie in einem relativistischen Nullsummenspiel sich gegenseitig aufheben zu lassen, sondern um die Mannigfaltigkeit möglicher Blickwinkel für das bessere, weil reichhaltigere Begreifen der Welt auszunutzen. Daher sein Zorn auf die Engstirnigkeit und Unduldsamkeit jedes Fundamentalismus, jede unsinnige Verabsolutierung eines einzigen Gesichtspunktes, die unweigerlich zur Verarmung der Erkenntnis und des Lebens führt. Zwischen den Zeilen läßt Montaigne deutlich genug durchblicken, daß er ganz gerne schon auch Protestant wäre, dürfte er nur frommer Katholik bleiben – und außerdem sein antikes »Heidentum« beibehalten. Ebenso wenig wie der Krieg der Konfessionen das Wesen Gottes berührt, hat das Gezänk der philosophischen Lehr- und Schulmeinungen wirklich etwas mit der chaotischen, verwirrenden, unausschöpflichen Fülle des Lebens zu schaffen.

Montaignes natürliche, humanistische Mitmenschlichkeit ist dabei völlig un-sentimental, gewissermaßen nur ein Nebenprodukt. Er kümmert sich nur um seine eigene Existenz – aber seine lustvolle, erotische Beziehung zum Leben, diese naive, genußverliebte, unersättliche Neugierde auf alles Fremde, Andere, Erstaunliche, Abenteuerliche und Sensationelle, läßt ja etwas anderes als die Freiheit des Anderen gar nicht zu. Das Leben lieben heißt die Differenz zu bejahen. Montaignes Moral entspringt wahrhaftig nicht dem Ressentiment; sie ist Folge seiner überschäumenden, verschwenderischen Lebenslust, sie entspringt seinem unstillbaren Begehren des Seins. Hier schreibt ja keiner de profundis, nicht aus den Tiefen der Not, der Armut oder der Verzweiflung. Montaigne ist weder verzweifelt noch innerlich zerrissen, kein Blaise Pascal, kein Rousseau und kein Søren Kierkegaard, sondern ein in Maßen glücklicher Mensch, wohlhabend jedenfalls, verhältnismäßig gesund und ausgeglichen. Seine große Lebens- und Menschenbejahung weicht auch angesichts der schlimmsten Exzesse und Teufeleien der Realität niemals der Verzweiflung, nie verfällt er ins Grämliche, Negative, Verächtliche. (Diese Art philosophische »Frohnatur« hat marxistische und kritische Gesellschaftsveränderer, wie etwa Max Horkheimer, stets provoziert!) Montaigne neigt den Stoikern zu, aber deren asketische Verachtung der Lüste stößt ihn ab. Den Epikureern steht er näher, aber im Getümmel der politischen Wirklichkeit lassen sie einen leider im Stich und auch ihre Askese-Empfehlungen sind ihm noch zu rigoros. Weltferne kann man sich ja vielleicht manchmal wünschen, aber leben kann man sie eigentlich auf Dauer nicht, ohne an der Fülle der Existenz vorbeizuleben.

Alle großen philosophischen oder moralischen Fragen bleiben daher offen, solange man ihre Lösung nicht im eigenen Leben gefunden und vollbracht hat. Philosophie gilt nichts als zweckfreie Gelehrsamkeit, alles als Lebensform, die jedoch keinerlei Regeln und Generalisierungen verträgt, sondern von jedem einzelnen Menschen neu geschaffen werden muß. Nur gelebte Philosophie ist Philosophie von Wert. Buchwissen hilft da nur wenig. Montaigne besitzt eine große Bibliothek, aber es sind nicht seine Bücher; Étienne de La Boétie hat sie ihm vermacht. Sein eigenes Verhältnis zu Büchern ist wohl kaum anders als nonchalant zu nennen.

Die »Essais« lesen

»Wenn ich zu Hause bin, widme ich mich den Büchern etwas häufiger. Von meiner Bibliothek aus übersehe ich mein ganzes Hauswesen mit einem Blick. Sie liegt über dem Eingangstor, und ich sehe unter mir meinen Garten, meine Stallungen, meinen Innenhof und die meisten Teile meines Anwesens. Da oben blättere ich einmal in diesem, einmal in jenem Buch, ohne Ordnung, ohne Plan: wie es sich eben ergibt. Bald hänge ich im Hin- und Hergehen meinen Tagträumen nach, bald halte ich meine Hirngespinnste fest und schreibe sie auf, wie sie hier nun stehn« (III, 4, »Über dreierlei Umgang«)

Montaignes eigenes Buch darf man lesen, wie er selbst die seinen las. Denn wie er las, so schrieb er auch: ohne Ordnung, ohne Plan, so, wie es sich eben ergab. Die »Essais« gehören zur Klasse derjenigen Bücher, die man nicht liest, sondern in denen man liest, in denen man sich herumtreibt, flanieren geht, Ruhe sucht, und das immer wieder, zumeist lebenslang. Eine solche Lektüre ist ein fast unaus-

schöpflisches Vergnügen. Genau so sieht es der Übersetzer und Herausgeber Herbert Lüthi, der in den 50er Jahren eine Auswahl aus den »Essais« zusammenstellte und übersetzte:

»So kann man die Essais anblättern, einige Seiten lesen und wieder aufhören nach Lust und Gefallen, wie Montaigne selbst las, wie alle seine besten Leser ihn lasen, ohne Gefahr, den roten Faden zu verlieren, denn da ist keiner. Man lernt ihn durch sein Buch kennen, wie man seinen Nachbarn im Leben kennenlernen würde, in zufälligen Begegnungen, deren jede einen kleinen oder großen Strich am Gesamtbild hinzufügt.«

– Das mit dem fehlenden roten Faden stimmt schon. Die »Essais« zu lesen, das ist, als hätte man mit Freunden einen weinbeschwingten, angeregten, lustigen Abend verbracht, und würde man später gefragt, worum es in den Unterhaltungen denn eigentlich gegangen sei, wüßte man nur zu antworten: ach, irgendwie um alles mögliche, um Gott und die Welt...

Selten verraten die Titel der »Essais« etwas über den Inhalt. Jeder Versuch bleibt für den Leser eine geistige Wundertüte. Unter dem harmlosen Titel »Über die Ähnlichkeit der Kinder mit ihren Vätern« beispielsweise verbirgt sich eine Fundamentalattacke auf die Medizin und auf die Ärzte, die erbittert zu hassen Montaigne für einen ihm angeborenen Charakterzug hält. Der gleiche Aufsatz bietet aber auch Rezepte gegen Nierensteine, eine philosophisch-praktische Meditation über den Umgang mit dem Schmerz sowie noch einen Brief an eine ihm befreundete Dame, ebenfalls über dieses und jenes. Der Essai »Über die Menschenfresser« enthält einen Bericht über Begegnungen, die Montaigne mit brasilianischen Eingeborenen hatte, aber darüber hinaus eine radikale Kritik jedes Kolonialismus und jeder eurozentristischen oder rassistischen Anmaßung. Ich erwähnte schon »Über einige Verse des Vergil«, einen detailfreudigen Text über die Freuden, Gefahren und Probleme der heterosexuellen Mitmenschlichkeit. Manche »Essais« langweilen mit endlosen Referaten über diese oder jene Ereignisse der antiken Geschichte, über Aussprüche seiner Lieblingsautoren Seneca und Plutarch oder Zeilen des Tacitus, Livius, Diogenes Laertius und hundert anderer klassischer Autoren, aber man sollte sie nicht überschlagen, – denn urplötzlich gehen sie vielleicht in eine blitzgescheite, vor Ironie und Selbstironie funkelnde Passage über Montaignes eigene amourösen Erfahrungen über, die ihn alsbald auf den Gedanken der Frauenbildung bringen, welches ihn veranlaßt, über Kindererziehung im allgemeinen zu plaudern, was ihn wiederum an seinen Vater erinnert, der übrigens auch an Nierensteinen litt, wobei man eigentlich einmal die Frage erörtern könnte, warum das winzige Tröpfchen Sperma, dem man entsprungen ist, schon die Erbinformation für die Nierensteine enthalten konnte, die man doch erst 45 Jahre später bekommt usw. usf. Selten hat ein »Essais« ein geplant wirkendes Ende. Schluß ist, wenn Montaigne keine Lust mehr hat, ihm nichts mehr einfällt oder Françoise mit dem Essen wartet. So scheint es jedenfalls. Doch das Durcheinander hat in Wahrheit Methode und der »vagabundierende Stil« ist kalkuliert:

»Ich schweife häufig ab, doch eher mit meine Freiheit nutzendem Vorbedacht als unbedacht; meine Gedanken folgen einander durchweg, wenn auch zuweilen von weitem; sie behalten sich stets im Blick, wenn auch zuweilen nur aus den Augenwinkeln. [...] Auch ... decken sich die Überschriften der Essais nicht immer mit deren Inhalt, oft bezeichnen sie ihn nur durch ein bestimmtes Merkmal...« // »Ich liebe die hüpfende, Luftsprünge machende Gangart der Poesie.« // »Es ist der unaufmerksame Leser, der meinen Gegenstand aus den Augen verliert, nicht ich. In irgendeiner Ecke wird sich stets ein Wort finden, das, wie knapp auch immer, hinlänglich zu verstehen gibt, worum es geht. Ständig suche ich Abwechslung, ungestüm und auf gut Glück. Mein Stil vagabundiert genauso herum wie mein Geist.« // »Ich will, daß der Stoff sich von alleine gliedert. Er zeigt deutlich genug, wo er anfängt, wo er sich wandelt, wo er vorläufig endet und wo er auf sich zurückkommt, ohne daß ich ihn schwachen oder unaufmerksamen Ohren zu Gefallen mit Wörtern zusammennähen oder verschnüren oder mich selbst kommentieren müßte.« // »Da ich unfähig bin, die Aufmerksamkeit des Lesers durch das Gewicht meiner Darlegungen zu fesseln, empfände ich es gar nicht so schlecht, wenn wenigstens ihr Durcheinander ihn fesselte.« (alles

aus III, 9, »Über die Eitelkeit«)

Die insgesamt einhundertacht Essais enthalten keine sich in schwindelnde Höhen oder abgründige Tiefen philosophischer Spekulation schraubende Gedanken; man wird nicht eingeladen, dem Entstehen eines Systems nachvollziehend beizuwohnen. Wer hier nach einer ausformulierten und paraphrasierbaren Philosophie sucht, verliert sich im Handumdrehen in der Einzelheit und der Fülle des unüberschaubaren Lebens. Ebenso wenig gibt es in diesem Buch geschliffene Aperçus und Aphorismen, keine verkrampften Geistreicheleien, keine dunklen, orakelhaften Stellen und keine Lehrsätze. Bilden, Belehren oder Erziehen, wie es eine Generation zuvor der von ihm verehrte Erasmus wollte, – dies Anliegen liegt Montaigne fern.

»Die anderen bilden den Menschen, ich bilde ihn ab; und ich stelle hier einen einzelnen vor, der recht mangelhaft gebildet ist und den ich, wenn ich ihn neu zu formen hätte, gewiß weitgehend anders machen würde. Doch nun ist er halt so. // Obwohl die Züge meines Portraits wechseln und sich vielfach wandeln, bleiben sie doch stets wahrheitsgetreu. Die Welt ist nichts anderes als ein ewiges Auf und Ab. Alles darin wankt und schwankt ohne Unterlaß: die Erde, die Felsen des Kaukasus und die Pyramiden Ägyptens schaukeln mit dem Ganzen und in sich. Selbst die Beständigkeit ist bloß ein verlangsamtes Schaukeln. // So vermag ich den Gegenstand meiner Darstellung nicht festzuhalten, denn auch er wankt und schwankt in natürlicher Trunkenheit einher. Deshalb nehme ich ihn jeweils so, wie er in dem Augenblick ist, da ich mich mit ihm befaße. Ich schildere nicht das Sein, ich schildere das Unterwegssein. [...] Ich muß mich mit meiner Darstellung nach der Stunde richten, könnte ich mich doch bald wieder verändern, durch Vorsatz nicht minder denn durch Zufall. Dies hier ist also das Protokoll unterschiedlicher und wechselhafter Geschehnisse sowie unfertiger und mitunter gegensätzlicher Gedanken, sei es, weil ich selber ein anderer geworden bin, sei es, weil ich die Dinge unter anderen Voraussetzungen und anderen Gesichtspunkten betrachte. [...] Könnte meine Seele jemals Fuß fassen, würde ich nicht Versuche mit mir machen, sondern mich entscheiden. Doch sie ist ständig in der Lehre und in der Erprobung. // Ich führe ein Leben ohne Glanz und Gloria vor Augen – warum auch nicht? Man kann alle Moralphilosophie ebensogut auf ein niedriges und namenloses wie auf ein reiches ausgestattetes Leben gründen: Jeder Mensch trägt die ganze Gestalt des Menschseins in sich. // Autoren pflegen sich in einer fachgebundenen, ihnen äußerlichen Eigenschaft an die Öffentlichkeit zu wenden, als Architekten etwa, als Ärzte oder Anwälte, ich hingegen als erster mit meinem vollen Sein, als Michel de Montaigne: nicht als Sprachgelehrter, nicht als Dichter, nicht als Jurist. Wenn die Leute mir vorwerfen, daß ich zuviel über mich selbst spreche, so werfe ich ihnen vor, daß sie noch nicht einmal über sich nachdenken.« (III,2, »Über das Bereuen«)

Meine Damen und Herren, diejenigen unter Ihnen, die noch nicht das Vergnügen einer Bekanntschaft mit Montaigne hatten, könnten aus dem Bisherigen den Eindruck gewinnen, bei seinen »Essais« handle es sich um nichts weniger als Philosophie – sondern allenfalls um *dóxa*, die bloße unreflektierte Meinung eines alltäglichen und durchschnittlichen Einfaltspinsels, dessen Geschwätz nur noch kulturhistorisches Interesse weckt. Doch dies ist, auch wenn der große Hegel es geteilt hat, mit Sicherheit ein schweres Fehltrüffel.

»Ich bin kein Philosoph...«

»Ich bin kein Philosoph« betont Montaigne selbst immer wieder. Wie viele originelle Denker vor und nach ihm, vom Kyniker Diogenes über Nietzsche und Wittgenstein bis Foucault, war auch Montaigne tatsächlich eher ein »Anti-Philosoph«, einer dieser Grenzgänger, die in der Philosophie immer das Leben und im Leben die Philosophie vertreten. Montaigne gehört dabei zur derberen, kynischen Sorte von Opposition. Auf eine Weise, der kein wirklich philosophischer Gedankengang standhält, konfrontiert er jede überlieferte Schulweisheit unvermittelt mit dem praktischen, realen Leben. Ganz und gar einem spätantiken, also herabgeminderten Philosophiebegriff verhaftet, kommt er nie auf die Idee, Philosophie

könne noch etwas anderes sein als Lebenskunst- und Tugendlehre. Sie ist für ihn praktische Philosophie oder gar nichts. Metaphysik interessiert ihn als Skeptiker nicht, aber auch nicht einmal die Erkenntnistheorie. Seine philosophischen Gewährsleute sind die spätantiken Popularphilosophen Seneca, Plutarch und Cicero. Und deren Ansichten werden nicht etwa zu Zwecken höherer Gelehrsamkeit ehrfürchtig studiert, sondern wie Äußerungen eines Nachbarn genommen, der auf ein Glas Wein zu Besuch kommt. Man rasonniert, debattiert, widerspricht oder pflichtet bei, man wetteifert miteinander und versucht sich vielleicht gegenseitig zu übertrumpfen – je nach dem, wie es Stimmung, Laune und persönliche Lebenserfahrung eingeben und nach Maßgabe der Nützlichkeit für das eigene alltägliche Leben mit seinen Beschwerden und Vergnügen.

Die Philosophie wird den Gelehrten und Experten respektlos aus der Hand gewunden und kindlich-rücksichtslos auf ihre Alltagstauglichkeit, Lebensdienlichkeit und Lebbarkeit hin überprüft. Diese derbe, plebejische, kynische Geste hat natürlich ihre Untiefen und Ambivalenzen. Man unterstellt der Philosophie dabei einen Zweck, der wohl in manchen Augen nicht ihr wesentlicher, zumindest nicht ihr einziger ist. Wird hier nicht, könnte man den Pferdezüchter Montaigne fragen, ein edles Rennpferd daraufhin geprüft, ob es auch gut vor dem Pflug oder dem Brauereiwagen geht oder genügend Milch gibt? Andererseits ist so ein plebejischer Härtetest für die Philosophie, dieser sture und verwegene Mißbrauch, auch ein notwendiges, bis heute unverzichtbares Verjüngungsbad: die Philosophie wird durch die Opposition im Namen des »Lebens« vor scholastischer Verknöcherung, vor Dogmatismus und Selbstverliebtheit bewahrt und stattdessen auf Prägnanz, transparente Klarheit und menschliches Format trainiert.

Wiederum andererseits ist ja der altbekannte, gegen die Philosophie gerichtete Vorwurf der Dunkelheit, Weltfremdheit und Abstraktheit oft genug ein beliebtes »Argument« aller Denkfaulen und Ungeistigen, denen Philosophie grundsätzlich über den Tellerrand geht, weshalb man sie verwirft nach der Maxime, daß es außerhalb des bornierten Eigenhorizontes nichts von Wert geben könne. Aber gerade von einer solchen tumben und fatalen Besserwisseri ist Montaigne vollkommen frei! Nichts ist ihm fremder als Überheblichkeit. Freimütig gibt er zu, daß er es zu mehr als Halbbildung nicht gebracht hat und das Gelehrtenleben ihm auch zu schwierig und zu langweilig wäre. Ein Ressentiment ist damit nicht verbunden. Und vor allem, das ist noch viel wichtiger: dem sogenannten »common sense«, dem »was man so sagt« und »immer schon so gemacht« hat, steht er mit der gleichen Skepsis gegenüber wie den philosophischen Schulmeinungen! Er widersteht der Versuchung, gesunden Menschenverstand und philosophische Theorie gegeneinander auszuspielen. Auch Traditionen können falsch sein, so viel hat Montaigne aus seinen sporadischen historischen Lektüren gelernt; auch dies motiviert seine Erkenntnisbescheidenheit und läßt ihn an der skeptischen Epoché festhalten. Ein Gelehrter, sogar »der gelehrteste Mann der Welt« will er nur auf einem einzigen Gebiet sein: seinem Selbst. Er zitiert die strengen, rigoristischen Grundsätze stoischer Tugendlehre nicht, um sie lächerlich zu machen, sondern mit Respekt. Nur erlaubt er sich anzumerken, daß er leider, sei's aus Charakterschwäche sei's aus purer Lebenslust, sich der philosophischen Askese nicht gewachsen fühle, andererseits aber, mit Verlaub, auch ohne diese sich zurechtgefunden habe. Und dieses Sich-zurechtfinden im Sinne einer selbst erprobten, tragfähigen philosophischen Lebenseinstellung, das und nur das ist Montaignes Absicht und Ziel.

Ein Beispiel für einen solchen lebensbezogenen Stil des Philosophierens und ganz typisch für seine Art, zu schreiben, ist etwa Montaignes Nachdenken über den Tod.

Sterben lernen oder Leben?

»Philosophieren heißt sterben lernen« heißt ein berühmter Essai von ihm, und eine große Zahl unaufmerksamer Leser, unter denen ich mich auch befunden habe, glaubten, dieser Satz sei eine besonders eminente und zitierfähige »Weisheit« Montaignes, manche halten sie sogar für die Quintessenz seiner Philosophie. Das ist aber gar nicht der Fall. Der Satz stammt von Cicero, und der, ebenfalls schon ein eifriger Sammler und Eklektiker, hatte ihn wiederum von den Stoikern. Montaigne greift diesen Satz,

den er irgendwo gelesen hat, auf und meditiert über ihn in der ihm eigenen skeptischen Art, in dem er zunächst versucht, die darin enthaltene These möglichst stark zu machen. Er sucht, was im Leben und in der eigenen Erfahrung ihm diesen Satz bestätigen könnte und führt das Gefundene gewissenhaft in seinem Essai auf. Dabei treibt er jedoch ganz allmählich, je näher er dem wirklichen Leben kommt, von der steifen, elitären und dogmatischen Verbissenheit der Stoiker immer weiter ab, bis er schließlich an den Punkt gelangt, festzustellen, daß das einfache Volk, daß die armen Bauern, Landarbeiter, Mägde und Kammerzofen im Pestjahr 1585 eigentlich doch mit untadelig nobler Würde und unerschütterlichem Gleichmut gestorben seien, ganz ohne jemals eine philosophische Zeile gelesen zu haben. Lohnt sich also das ganze Philosophieren über den Tod, wenn einem die Natur ohnehin verlässlich den Weg zeigt? Ist »Sterben« nicht geradewegs das Einzige, was man auch als Ungelernter tadellos zustandebringt? Wäre es möglicherweise nicht eher ein Anzeichen übertriebener Todesfurcht und Flucht vor den Lüsten und Tücken des Lebens, ständig über dieses »Sterbenlernen« zu grübeln?

Auf solche und ähnliche, selbst aufgeworfene Fragen antwortet Montaigne nun nicht mit einer Hermeneutik des Verdachts gegen die antiken Lehrer, sondern mit einer Selbstanalyse. Er »interviewt« sich selbst: Wie stehe ich dazu, wie halte ich es selbst, welche Erfahrungen habe ich daraus gewonnen? Am Ende des vagabundierenden, nach allen Seiten hin ausschweifenden Gedankenspaziergangs ist Montaigne schließlich unversehens beim geraden *G e g e n t e i l* des Ausgangssatzes angelangt: Philosophieren in seinem Sinne hieße, so findet er, zwar angemessen und illusionslos an den Tod zu denken, aber einzig zu dem Zweck, um – Leben zu lernen! Es geht nicht darum, wie die zwanghaft ängstlichen, neurotischen Stoiker meinen, sich für alle möglichen Enttäuschungen, Verletzungen und Katastrophen im Leben schon zum Voraus zu wappnen, in dem man das Leben gleich schon freiwillig auf Sparflamme herunterfährt und es nur in ängstlicher, winterschläfriger Zaghaftigkeit lebt. Sterben werden wir ohnehin; es eigens zu »trainieren« wäre so absurd wie überflüssig. Statt aus Feigheit oder Kleinmut die Segel zu streichen, sollte Philosophie uns vielmehr Mut zum Leben lehren! – So hat Montaigne den Gedanken der klassischen Autoren sich zu eigen gemacht und sich anverwandelt, wobei dieser seine Gestalt verändert und zu einem authentischen 'Montaignegedanken' geworden ist. Auf solche charakteristische Weise kommt der Text der »Essais« vollkommen ohne das eitle Getöse der *P o l e m i k*, der Widerlegung und des Besserwissens aus, das die Texte der Profphilosophen aller Zeiten oft so unerquicklich macht...

Auch wenn der Essai über das »Sterbenlernen« an dieser Stelle den Gedankengang abbricht, läßt das Thema Tod Montaigne noch lange nicht los, eigentlich nie. Er ist für die Begriffe der Zeit ein alter Mann. Krankheiten und Gebrechen stellen sich ein. Er leidet jahrelang unter chronischen, quälenden Nierensteinen und unter Migräne, Haare und Zähne fallen aus, die Kräfte lassen nach, und selbst bei den Freuden des Liebesspiels möchte er nun lieber wohlwollend einem jungen hübschen Paar zusehen, als der knackigen Damenwelt noch selbst seine eigene Hinfälligkeit und Runzligkeit zuzumuten. Mit der wehmütig bedachten Impotenz mehren sich die Anzeichen des Greisentums. Montaigne spricht, das ist wahr, überaus freimütig und konkret über seine körperlichen Befindlichkeiten. Aber er ist kein redselig-larmoyantes Klageweib, wie wir es aus dem ärztlichen Wartezimmer aller Jahrhunderte kennen. Er registriert seinen körperlichen Verfall mit neugierig-gelassener Aufmerksamkeit, während sich in dieser Selbst-Betrachtung unversehens ein Perspektivwechsel seines Philosophierens ereignet: es nicht mehr »der Tod« und »das Sterben«, über die er Zitate und Aussprüche sammelt und Besinnungsaufsätze schreibt, es ist sein Tod und sein Sterben, zu dem er nun eine eigene praktikable Haltung finden muß.

Montaignes Weisheit: Amor fati

Montaigne ist ein Existenzphilosoph *avant la lettre*; die typische Entfremdetheit der späteren Philosophie, die hinter den Theorien den leibhaftigen, endlichen und sterblichen Denker verschwinden lassen möchte und den konkreten, existierenden Menschen in seine Transzendentalität aufzulösen versuchte, ist bei Montaigne nicht zu finden. Seine Selbstbetrachtung ist aber ebenso weit entfernt von einer nar-

zißischen, autoerotisch gefärbten Selbstfaszination. Montaigne ist sich selber Gegenstand aller Betrachtungen, weil es sein Leib ist, der seine Existenz ausmacht, der sie trägt und vollendet. Die Aufspaltung des Menschen in ein leibloses, immaterielles »cogito« und eine mechanisch funktionierende Körpermaschine, diese so wirkungsvolle Erfindung des René Descartes, ist Montaigne, hundert Jahre zuvor, noch vollkommen undenkbar. Er nimmt das aufflammende Begehren, den jubelnden Überschuß wie das allmähliche Verlöschen der Kräfte des Leibes als Momente seines, um einen modernen Ausdruck zu verwenden, einzigartigen, unverwechselbaren »Zur-Welt-Seins«.

Stimmung, Gefühl und Gedanke stammen nicht aus verschiedenen Quellen, sondern aus der einen, unteilbaren leiblichen Existenz, der das Endliche, die Sterblichkeit nicht als Stigma oder Makel anhaftet, sondern Möglichkeitsbedingung jedes gelungenen Lebens ist. Dies sagt sich leicht, ist aber schwer zu begreifen und vielleicht noch schwerer mit ganzer Person zu leben. In den letzten Essais, die einen wärmeren, persönlicheren, auch selbstironischeren Ton anschlagen, auch einen Abschiedston, spüren wir, wie sehr Montaigne selbst von der Erkenntnis ergriffen wird, nach der er suchte. Seine Meditationen über das Altern sind nirgendwo »theoretisch«, sie entsprechen seinem eigenen, als allmähliches Sterben aufgefaßten Alterungsprozess, einem Niedergang der Kräfte, unter dem er leidet, der ihn mißmutig macht und ängstigt wie jeden anderen Menschen auch. Die Aussöhnung mit dem natürlichen Lauf der Dinge vollzieht sich durchaus gegen eigene Widerstände und nicht ohne Aufbegehren. Wer das dritte Buch der »Essais« liest, erlebt diesen inneren Kampf Montaignes um Gelassenheit und innere Ruhe aus intimer Nähe, ohne daß er sich dabei als Unbefugter, als Voyeur fühlen müßte.

Beim längeren Lesen wird vielmehr klar, daß man Zeuge eines irgendwie wunderschönen und atemberaubenden Prozesses wird: ein Mensch gelangt gewissermaßen vor unseren Augen zur Reife und wird *weise*. Die »Philosophie« als toter Text hat sich am Ende ganz und gar aufgelöst in den existentiellen Stil eines Mannes, der nahe daran ist, das Höchste zu erreichen, was einem endlichen und sterblichen Menschen möglich ist: ein wenig Weisheit. Herbert Lüthi, der frühere Montaigne-Übersetzer und Kommentator, hat das sehr schön ausgedrückt:

»Aus dieser Perspektive erhält sein Lebensgefühl diese beglückende Ruhe und Heiterkeit, die seine letzten Sätze erfüllt: gefaßt, ohne Reue, ohne Schrecken und ohne Verzweiflung. Die Lebens- und Todesweisheit, die in diesen letzten Zwiegesprächen mit Alter, Krankheit und Tod spricht, ist unendlich viel mehr als »Lebenskunst« und »Lebensklugheit«; da ist keine Kunst und keine Klugheit mehr, sondern fügsames Einwilligen in die rätselhafte Ordnung des Lebens und des Sterbens, die sich der Vernunft nicht unterordnet und der darum die Vernunft sich unterordnen muß – Amor fati«

»Amor fati«, die große, umfassende Bejahung des Ganzen des »Schicksals« – nicht zufällig steht hier die Losung Nietzsches als Quintessenz des Werks von Montaigne, ebenso wenig wie es verwunderlich ist, daß wir von Nietzsche das zarteste und schönste Loblied auf Montaigne besitzen, das sich denken läßt. Das große »Ja« zum Leben und zur Existenz in der ganzen Fülle ihrer Verlockungen und Schmerzen, ihrem jubelnden Überschuß und ihrem Vergehen in der Dämmerung, dieses ruhige, heitere, gelassene »Ja« ist die schlichteste und tiefste Wahrheit der Philosophie, die dennoch, trotz ihrer Einfachheit, von jedem lebenden und denkenden Menschen jeder Epoche und Generation neu errungen werden muß. Wer sich auf eine ausgedehntere Lektüre der »Essais« einläßt, lernt einen Menschen kennen und wahrscheinlich lieben, dem es um nichts als ein geglücktes, gelungenes Leben ging; einen Menschen, der nach zwanzig Jahren mehr und mehr begriff, daß es hierin weniger um Sinn geht als um die geduldige Beseitigung des größten Un-Sinns; man braucht nicht mehr Klugheit und Theorie, als man verkraften und anwenden kann, und was man erringt, ist allemal höchstens die Einsicht und die Gewißheit, es so hinbekommen zu haben, wie es eben ist.

Wer also beim Durchblättern und Anlesen nicht stehen bleibt, sondern sich, beflügelt von der neuen, wunderbar lesbaren Übersetzung von Hans Stilet, unvermerkt dazu hinreißen läßt, größere Passagen

zu verfolgen, erfährt, wie dieses bescheidene, höchst private und subjektive Sudelbuch, dieses ganz und gar »doxische« und scheinbar einfältige Sammelsurium von Zitaten, Versen, Geschichten, Alltagsbeobachtungen und Reflexionen sich schließlich zu einem Gebilde rundet, daß den Namen »Werk« wie kaum ein anderes verdient. Was Montaigne vorlegt, ist am Ende kein Buch, sondern tatsächlich ein Werk: nämlich das Werk seines Lebens selbst.

Dieses Leben, sofern es ein materielles war, endete am 13. September 1592, an dem Michel de Montaigne 59-jährig an einer Angina starb, mitten in der Arbeit an einer Neuauflage seiner »Essais«, die ihn unsterblich machten. Sie schufen, auch wenn dies nicht in ihrer Absicht lag, ein Vorbild, dem man, so meine ich, auch heute noch vieles abgewinnen kann.

Ein »philosophischer Laie«...

Meine Damen und Herren, *»daß ein solcher Mensch geschrieben hat, dadurch ist wahrlich die Lust auf dieser Erde zu leben vermehrt worden«*, schreibt Nietzsche, *»mit ihm würde ich es halten, wenn die Aufgabe gestellt wäre, es sich auf der Erde heimisch zu machen.«* An diesem Urteil ist mehr als eine anmutige Floskel; es enthält eine präzisere Bestimmung. Tatsächlich ist ja Montaigne kein »großer Philosoph« im Sinne der akademischen Denkgeschichte. Er hat keine Lehrsätze aufgestellt und keine umgestoßen, hat weder knifflige Probleme gelöst noch welche aufgeworfen. Hegel, dem die Skeptiker genauso verächtlich oder verhaßt waren wie die Ironiker, hat ihn dementsprechend mit geschichtsphilosophischer Autorität aus dem erlauchten Philosophenkreis ausgeschlossen; der anmaßendste Denker der Philosophiegeschichte hielt ihren bescheidensten für »überwunden«, noch ehe er ihn überhaupt begriffen hatte. Aber – ließe sich von Hegels Panlogismus, seiner imponierenden Geistphilosophie wohl ehrlichen Herzens und mit dem gleichen Recht sagen, er hätte die Lust auf dieser Erde zu leben vermehrt? Ach was, noch nicht einmal bei sich selbst die eigene! Man vergleiche nur einmal Hegels spießig-muffige Schilderung seines Paris-Aufenthalts mit der grandiosen Liebeserklärung, die Montaigne dieser Stadt widmet!

Montaignes unvergeßliches Verdienst liegt ganz woanders, und deshalb konnte ihn dort auch gerade Nietzsche, der andere große, tapfere Lebensbejaher, entdecken. Montaigne hat mit seinem eigenen Leben und seinem eigenen Leib ausgemessen, ob und inwiefern der Mensch auf dieser Erde und unter seinesgleichen überhaupt heimisch werden kann und um welchen Preis. Montaigne lehrt uns Heutige nicht Philosophie, sondern wozu man Philosophie brauchen kann – und inwiefern sie unverzichtbar bleibt. Nämlich dann, wenn sie einem die Kraft und die Klarsicht gibt, den Existenzmut aufzubringen, der inmitten von Krieg, Hunger, Gewalt und Unterdrückung, bedroht von Krankheit und Tod sagen läßt: »Das Leben ist schön«.

Michel de Montaigne ist, neben anderem, für mich der bis heute geltende Idealtypus eines nicht-professionellen, nicht-akademischen Philosophen, eines »philosophieinteressierten Laien«, wie ich ihn in Ermangelung eines schöneren Wortes nennen will und wie ich ihn mir in vielfacher Version auch für die Gegenwart wünschte. Einem solchen Menschen, der bis zum Hals im Leben steht, und mit diesem Leben alle Hände voll zu tun hat, werden die subtilen Spitzfindigkeiten und die hochkomplexen Theoriegebilde akademischer Philosophie kaum etwas bedeuten, schon weil ihm die Möglichkeit in aller Regel fehlt, sich hier einzuarbeiten und ein eigenes Urteil zu bilden; sie gehen ihn aber vor allem auch nichts an! Gute zwei Drittel der philosophischen Literatur sind zweifellos auch heute, um mit Schopenhauer zu reden, »Professorenphilosophie für Philosophieprofessoren«. Das soll keine Denunziation sein. Aber Autoren und Profi-Leserschaft bilden in diesem Bereich einen derart hermetischen, geschlossenen akademischen Kreis, daß man dann als Laie auch irgendwie lieber nicht stören möchte...

Aber ist es nicht vermessen und anmaßend, dies für die einzig mögliche, einzig wahre, einzig gehaltvolle Philosophie zu halten? Ein gelungenes Leben ist ja vielleicht nicht alles, aber es ist für den einzelnen Menschen doch am Ende ungeheuer viel. Das eigene Leben ist ein unerschöpfliches Thema für die philosophische Reflexion; das eigene Leben ist von primärer Bedeutung, auch wenn es in den Augen

der Welt oder der Zeit nicht »bedeutend« sein mag. Philosophie als gestaltete und durchdachte Lebensform bedeutet zudem eine Aufgabe, vor der unsere moderne Expertenkultur weitgehend passen muß. Wie Montaigne uns vor Augen führt: Experte seiner selbst kann man je nur selber werden. Warum sich also nicht unerschrocken, und ohne sich einschüchtern zu lassen, dasjenige erobern, was brauchbar ist am Schatz der Philosophie, um das eigene Existieren zu bedenken, die eigenen mitmenschlichen Beziehungen, die eigene berufliche oder künstlerische Tätigkeit, die eigenen Haltungen zu Krankheit und Not, zur Lebenslust und zur Transzendenz, die eigene Lebensgeschichte mit ihren Krisen und Wendungen? Zur Beschämung mancher Profi-Philosophen zeigt der »philosophische Laie« Montaigne auf vollendete Weise, wie man's machen muß. Wenn er uns keine Philosophie gibt, so doch einen guten Grund, uns mit Philosophie zu befassen.

Nicht jeder von uns besitzt einen eigenen Turm; aber die Möglichkeiten eines zeitweiligen Rückzuges vom Getöse der Welt sind so vielfältig, daß nahezu jeder sich zumindest gelegentlich eine Nische zum ungestörten Nachsinnen schaffen kann; nicht jeder besitzt eine tausendbändige Bibliothek wie Montaigne, aber der hat sie ja auch bloß geerbt, und man braucht auch nicht promovierter Philosoph zu sein, um philosophisch zu leben. Mögen akademische Philosophen über solche lebensbezogene, praktische Philosophie ruhig die Nase rümpfen: auch sie müssen ihr Existieren erst einmal in einem eigenhändig gelebten Leben zu einem philosophischen machen. Universitätsdiplome besagen auf diesem Gebiet nichts. – In einem solchen Sinne ist Montaigne für mich als Typus, als gelebte Haltung brandaktuell, auch nach 400 Jahren, und ich wünschte mir viele, viele neue Montaignes nach seinem Beispiel; unsere Zeit braucht sie.

Meine Damen und Herren, ich habe mein kleines werbendes Loblied auf Montaigne begonnen mit den ersten Zeilen seiner »Essais«; ich möchte mit ihren letzten Worten zum Schluß kommen, die Montaigne kurz vor seinem Tod geschrieben hat, lebenssatt und weise geworden und mittlerweile ohne Angst vor offenen Worten. Die Summe dieses großen Lebens hört sich so schlicht an, wie es ihr Verfasser immer geblieben ist:

»Es ist höchste, fast göttergleiche Vollendung, wenn man das eigene Sein auf rechte Weise zu genießen weiß. Wir suchen andere Lebensformen, weil wir die unsere nicht zu nutzen verstehen; wir wollen über uns hinaus, weil wir nicht erkennen, was in uns ist. Doch mögen wir auf noch so hohe Stelzen steigen – auch auf ihnen müssen wir auf unseren Beinen gehen; und selbst auf dem höchsten Thron der Welt sitzen wir nur auf unserm Arsch. // Meiner Ansicht sind jene Leben am schönsten, die sich ins allgemeine Menschenmaß fügen, auf wohlgeordnete Weise, ohne Sonderwünsche, ohne Wundersucht.«

Lassen wir es dabei bewenden – obwohl es mich unwahrscheinlich juckt, Ihnen noch diese oder jene Passage aus den »Essais« vorzulesen. Aber vielleicht habe ich Sie auch schon neugierig auf eine nähere und persönliche Bekanntschaft mit Montaigne gemacht? Es ist ja die Fülle des Einzelnen und die Konkretheit des Stils, die eine Lektüre so lustvoll macht; diese Einzelheiten lassen sich nicht zusammenfassen, die müssen Sie selber lesen. Ich rate Ihnen, tun Sie dies noch in ihrem jetzigen Leben, falls es ihr einziger Versuch sein sollte. Auch wenn Montaigne vom Bücherlesen nicht allzuviel hielt – wir können ihn persönlich leider nur noch durch die Lektüre kennenlernen. Ihn zu kennen heißt sich mit ihm anzufreunden.

Wenn es mir gelungen sein sollte, eine alte Freundschaft aufzuwärmen oder sogar eine neue, wunderbare Freundschaft zu stiften, – das wäre mir das Vergnügen dieses Abends wert! – Ich danke Ihnen.